

H. DIETER NEUMANN

PIPER

TOD UNTER SEGELN

DRAKON

DRAKON

SPANNUNGSROMAN

H. DIETER NEUMANN

PIPER

TOD UNTER SEGELN

DRAKON

SPANNUNGSROMAN



Mehr über unsere Autoren und Bücher: www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Spannungsroman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Drakon – Tod unter Segeln« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© 2020 Piper Verlag GmbH, München

Redaktion: Christiane Geldmacher

Covergestaltung: Emily Bähr, www.emilybaehr.de

Covermotiv: Dudarev Mikhail/Shutterstockcom
[rawpixel.com/via freepik](http://rawpixel.com/via_freepik)

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Widmung

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

Epilog

Randnotiz

Dank

Für mein Bärchen

Prolog

Der Duft.

Er hebt den Kopf und zieht tief die Luft ein, während er den jungen Mann ansieht, der gerade zur Tür hereingekommen ist und nun zwei Meter neben ihm am Tresen steht.

Endlich. So lange liegt das letzte Mal zurück, dass er alle Hoffnung auf diese Verheißung fast schon aufgegeben hatte, ohne die er viel zu oft nur fade Befriedigung erlebte. Wirkliche Lust, den unvergleichlichen Flug, gab es für ihn nur auf den Schwingen dieses Geruches.

Diesmal stimmt alles, das weiß er sofort. Die Erregung überfällt ihn wie ein köstlicher Schauer, packt ihn unerbittlich, fordernd. Nichts sonst zählt mehr, nichts weiter existiert noch. Der Duft füllt ihn vollständig aus; er folgt ihm wie ein Tier, hingerissen von der lockenden Witterung.

Vor über zwanzig Jahren ist es das erste Mal passiert. In der Schule. Jochen hieß der Junge. Mitten im Schuljahr kam er in die Klasse. Und der Lehrer wies Jochen den einzigen noch freien Platz zu. Direkt neben ihm.

Damals hatte er Angst. Vor dem, was er in sich entdeckt hatte, vor den Eltern, den Lehrern, den Mitschülern. Vor Jochen. Nie hätte er sich gestattet, zu nah an ihn heranzurücken, um den

betörenden Duft noch besser einzufangen, sich an ihm berauschen zu können. Aber am Ende der Pausen, wenn alle Schüler schon in den Klassenräumen verschwunden waren, blieb er oft noch allein im Flur stehen, neben den Kleiderhaken, vergrub sein Gesicht in Jochens Anorak, tief einatmend. Die ganze Welt versank in dieser Geruchsexplosion. Und doch konnte er den Duft, der das Blut heiß in die Lenden schießen ließ, nie sorglos auskosten. Stets musste er auf der Hut sein, immer aufpassen, ob jemand ihn beobachtete, ob gar der Lehrer um die Ecke bog. Nur selten wagte er es damals, eine Hand auf die harte Stelle in seinen Jeans zu pressen.

Aber es gab auch die seltenen Augenblicke höchsten Glücks. Wenn Sport auf dem Stundenplan stand, konnte er sich manchmal unbemerkt aus der Turnhalle stehlen. Im Umkleideraum, verborgen zwischen den Spinden, das Gesicht tief in Jochens Hemd vergraben, erschauerte er in allzu kurzem Entzücken, musste die Lippen fest zusammenpressen, um die Lust nicht herauszuschreien.

Jochen erfuhr nie etwas davon. Er war der Schwarm aller Mädchen, prahlte damit und inszenierte sich eifrig in dieser Rolle.

Und dann war Jochens Platz plötzlich leer geblieben. Bevor er wieder sitzengeblieben wäre, hatte man ihm den Wechsel auf die Realschule nahegelegt.

Heute ist er sich sicher, dass Jochen gelogen hat. Die Prahlerei mit den Mädchen, das Rollenspiel als Don Juan waren

klassische Täuschungsmanöver, die man bald zu durchschauen lernte, wenn man sich selbst ein Leben lang verstecken musste. Nein, seine Duftmoleküle hatten Jochen verraten. Nicht jeder kann sie riechen, nur wenige Männer senden sie überhaupt aus – und sowieso nur junge. Jetzt, mit der Erfahrung aus vielen Jahren, weiß er, dass der Geruch niemals täuscht. Ihn jedenfalls nicht. Es ist etwas Tierhaftes an diesen Pheromonen, ohne aber streng zu sein, scharf oder gar schmutzig. Im Gegenteil: Es ist ganz frisch. Eine unwiderstehlich sinnliche Reinheit. Wie bei dem dunkelhaarigen Mitzwanziger, der da an der Theke steht und gerade sein Bierglas an den Mund führt. Mehr als sein Aussehen, seine Gestalt, seine Bewegungen, lockt dieser Duft. Und verlangt nach Initiative.

Eine halbe Stunde später sitzt der junge Mann – er heißt Angelo, sagt er – im Auto neben ihm, und sie fahren zu dem Hotel, in dem er immer wohnt, wenn er einen seiner Ausflüge in die große Stadt macht.

Es ist kurz nach Mitternacht, als sie das geräumige Zimmer betreten, von dem aus man durch ein Panoramafenster über die vielen bunten Lichter des Hafens blicken kann.

Er fährt hoch und kneift die Augen zusammen, geblendet von einem Sonnenstrahl, der grell durch das geöffnete Fenster aufs Bett fällt. Fassungslos starrt er auf seine Armbanduhr. Zehn Minuten nach zwei. Nachmittag – ganz offensichtlich.

Straßenlärm, durchsetzt mit vielstimmigem Tuten aus Schiffshörnern, dringt von unten herauf. Sofort weiß er, wo er ist. Und auch, wo er gestern war.

Aber warum steht das Fenster offen? Und was ist das für ein sonderbarer Geruch nach Reinigungsmitteln, der im Raum hängt, schwach nur noch, scharf und chemisch?

Angelo. Wo ist der Junge?

Die andere Hälfte des großen Doppelbetts ist unberührt. Frisch bezogen, straff gespannt die Decke, sogar ein kleines Stück Schokolade liegt auf dem glatten unbenutzten Kopfkissen.

Wie kann das sein? Angelo hat in diesem Bett gelegen, er erinnert sich an sein Gesicht, die langen schwarzen Haare auf dem Kissen.

Zuvor haben sie dort am Fenster gestanden, auf die Lichter geschaut, bis der Zimmerservice den Champagner gebracht hat. Ein, zwei Gläser konnten sie noch trinken, bevor sie es nicht mehr ausgehalten haben. Jetzt ist der Tisch neben dem Fenster leer. Keine Obstschale, keine Flasche, keine Sektkelche.

Angst kriecht in ihm hoch. Er schließt die Augen, sieht den Jungen auf dem Bett liegen, sieht sein Lächeln, fühlt seinen warmen Körper.

Doch sonst ist da nichts als dicke graue Watte, undurchdringlich. Was, zum Teufel, ist passiert? Und wieso hat er so lang geschlafen?

Ein eisiger Hauch weht ihn unvermittelt an. Er presst seine Fäuste gegen die Stirn. Verdammt, da ist etwas in seinem Kopf –

eine Farbe. Rot. Sein nackter Körper zuckt zusammen, als die Watte kurz aufreißt und einen Schrei durchlässt, laut erst, dann in ein lang gezogenes Stöhnen übergehend. Das Herz klopft ihm bis zum Hals, Schweiß tritt ihm aus allen Poren, kühlt auf der Haut sofort aus und lässt ihn hemmungslos zittern.

Plötzlich erinnert er sich an Blut. Viel Blut. Da, direkt neben ihm auf der anderen Hälfte des Bettes.

Hektisch reißt er die sauberen Decken und das Kissen herunter. Das Laken strahlt weiß und fleckenlos.

Schlagartig wird ihm schlecht. Er springt hoch, rennt ins Badezimmer, übergibt sich krampfartig in die Toilette. Keuchend richtet er sich auf, dreht den Wasserhahn am Waschtisch auf.

Sein Kulturbeutel steht auf dem Bord unter dem Spiegel.

Als er aus dem Bad kommt, fällt sein Blick auf einen der Sessel neben dem Tisch. Die Jeans hängt über der Lehne, darüber sein Hemd. Seine neuen dunkelblauen Sneakers stehen unter dem Tisch, säuberlich nebeneinander.

So hat er das doch nicht ...

Er geht noch einmal durch den Raum, sucht nach seinen Socken, nach der Unterwäsche. Auch seine Reisetasche kann er nirgends entdecken. Er weiß genau, dass er sie gestern Nacht nicht mehr ausgepackt, sondern hastig hinter die Tür gestellt hat, unfähig, an etwas anderes zu denken als an Angelo.

Der Kulturbeutel, durchfährt es ihn. Wer hat den ins Bad gestellt?

Verdammt, was ist hier los?

Fühlt es sich so an, wenn man verrückt wird?

Vor dem deckenhohen Einbauschränk bleibt er stehen, zieht widerwillig die Schiebetür auf. Auf einem Kleiderbügel hängt seine Jacke. Hektisch greift er in die Innentasche, zieht die Brieftasche heraus. Alles da: Ausweis, Führerschein, alle Kreditkarten, etwa dreihundert Euro in bar. Die leer geräumte Reisetasche steht unten im Schränk, und die frische Unterwäsche, die er für heute eingepackt hat, liegt im Regal.

Noch einmal sucht er das Zimmer ab, bis er Gewissheit hat: Die Wäsche, die er gestern getragen hat, ist nicht auffindbar.

›Rezeption: 212‹ steht auf dem Telefon. Mit bebenden Fingern schafft er es beim dritten Mal endlich, die Tasten in der richtigen Reihenfolge zu drücken.

Nein, selbstverständlich sei das Zimmer nicht gereinigt worden, während der Herr noch geschlafen habe, erwidert die Stimme pikiert. Schließlich habe der Herr ja das ›Bitte nicht stören‹-Schild außen über die Klinke gehängt. Ob es dem Herrn denn gut gehe?

›Danke«, sagt er matt. ›Tut mir leid. Ich habe mich wohl geirrt.«

›Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« Die Stimme des Rezeptionisten klingt besorgt.

›Nein, nein, alles in Ordnung«, sagt er hastig, legt auf, schüttelt den Kopf, geht grübelnd ins Badezimmer und dreht in der Duschkabine das Wasser auf. Fast zehn Minuten lang lässt

er abwechselnd eiskalt und unerträglich heiß den Strahl auf sich niederprasseln.

Es hilft nichts.

Nachdem er sich wie in Trance angekleidet hat, starrt er hinunter auf das Gewimmel im Hafen, ohne etwas davon wahrzunehmen, tastet sich durch die Leere in seinem Kopf, versucht, ein Bild zu sehen, eine Stimme zu hören, irgendetwas zu fassen, zu begreifen.

Es funktioniert nicht. Nur das Blut und der schreckliche Schrei. Mehr ist da nicht.

Er dreht sich um und lässt den Blick noch einmal langsam durch den Raum gehen. Nirgends auch nur die geringste Spur, dass er nicht allein in diesem Zimmer übernachtet hat. Seine Augen füllen sich mit Tränen. Trotzig ballt er die Fäuste, atmet tief ein und aus.

Wie ein tückisches Raubtier schleicht sich die Verzweiflung an, unaufhaltsam, er spürt es, fühlt seine Hilflosigkeit körperlich – und kann nichts dagegen tun. Noch nie in seinem Leben hat er sich so ohnmächtig gefühlt.

Und doch – eines ist gewiss: Was immer geschehen sein mag, der Junge, der sich Angelo genannt hat, ist gestern Nacht hier gewesen.

Die Desinfektionsmittel haben seinen Duft nicht gänzlich auslöschen können.

1

»Sie sieht wirklich fantastisch aus!«, schallte es vom Hof herauf.

»Moin, Karsten!«, rief Malte Janssen von der Aussichtsplattform im Obergeschoss des Werftgebäudes hinunter, als er seinen Freund erkannte, der zwischen den aufgebockten Bootsrümpfen hindurch über den Platz lief. »Ich hoffe, der Eigner sieht das genauso.«

»Ich komm mal hoch zu dir«, rief Karsten Hauser.

»Tu das. Gibt sowieso noch einiges zu besprechen.«

Während Hauser begann, die Außentreppe hochzusteigen, ging Maltes Blick wieder zurück zu der schneeweißen Segelyacht, die – noch ohne ihren Mast – seit zwei Tagen im Wasser lag, festgemacht am Kai von *Janssen & Söhne Yachtbau*. Fünf Mitarbeiter, alle in türkisfarbenen Overalls mit dem Werftlogo auf dem Rücken, wieselten in der ersten Morgensonne auf dem Schiff herum, um die Vorbereitungen für das Stellen des Masts zu treffen. Der lag bereits in seiner ganzen imposanten Länge nebenan am Kai, bereit, vom Kran an Deck gehoben zu werden.

Tief atmete Malte Janssen die frische Luft ein. Ein paar faserige weiße Zirruswolken hoch oben am hellblauen Himmel versprachen einen weiteren sonnigen Tag, und zu dieser frühen

Stunde war es fast windstill. Ideale Bedingungen für die Montage des mächtigen, sechsundzwanzig Meter hohen Mastes. Nur kurz sah Malte einem Fischerboot nach, das gerade hinter der Hafenmole hinaus auf die glatte Ostsee tuckerte, dann kehrte sein Blick sofort wieder zurück zu dem Bild, das sich ihm da unten am Kai bot.

Wahrhaft eine eindrucksvolle Schönheit, die *Weiße Möwe*, wie sie nach ihrer Taufe in Sankt Petersburg heißen würde – natürlich auf Russisch: *Belaya Chayka*. Von hier oben sah man erst richtig, wie groß dieses Segelschiff war. Mit seinen dreiundzwanzig Metern das längste, das jemals bei *Janssen* gebaut worden war. Das Projekt hatte die Werft mehr als einmal an ihre Grenzen geführt und Malte manche schlaflose Nacht bereitet.

»Ihr stellt wohl gleich den Mast?«, fragte Karsten, als er auf die Plattform trat. »Hoffe, ich störe nicht, aber mich hat es nicht mehr zu Hause gehalten. War einfach zu neugierig.«

»Kann ich verstehen. Außerdem sind ja Sommerferien. Das Leben als Pauker hat schon seine Vorteile.«

»Nur kein Neid!«

»Ich doch nicht. Ich bin ja froh, dass du auf dem Überführungstörn dabei sein wirst.«

»Auf der Jungfernfahrt sozusagen.«

»Stimmt.« Malte grinste. Er wusste, wie sehr sich sein Freund, den er schon seit der Schulzeit kannte, auf den Törn nach Sankt Petersburg freute. Karsten war Lehrer für Mathematik und

Physik am Gymnasium in der Nachbarstadt und ein passionierter Segler. Schon seit ihrer Jugend waren die beiden Freunde oft zusammen gesegelt und hatten so manche Regatta gewonnen.

Ganz uneigennützig war es allerdings nicht gewesen, Karsten zur Überführungsfahrt einzuladen. Wenn er an Bord war, musste man sich um Navigation und gute Seemannschaft keine Sorgen machen. Auf der bevorstehenden Reise würden sich bestimmt noch ein paar Probleme am Schiff zeigen, und Malte würde sich mit seinen Technikern um die eine oder andere Nachbesserung kümmern müssen.

»Unser Ziel liegt ja nicht gerade um die Ecke. Eine Woche werden wir schon unterwegs sein – und auch das nur, wenn wir nonstop durchfahren.«

»Achthundert Seemeilen etwa«, sagte Karsten und nickte.

»Eben. Deshalb gibt es da noch ein paar Dinge, die wir vorbereiten müssen. Können wir gleich besprechen, wenn das hier ...«

»Chef, wir wären dann so weit«, unterbrach ihn ein Ruf von unten.

Malte sah, dass der Ausleger des Werftkranes bereits sauber über dem Mast positioniert war. »Dann mal los«, rief er und gab dem Mann an den Bedienhebeln des Kranes ein Zeichen. Der schwere Motor dröhnte laut auf und langsam senkte sich der Haken mit den Drahtseilen hinunter.

»Okay, gehen wir runter und helfen ihnen, den Spargel an Deck zu stellen«, sagte Malte und lief zur Treppe.

Zwei Stunden später stand der eindrucksvolle Karbonmast auf der *Weißten Möwe* und ragte stolz in den Himmel. Es würde aber sicher Abend werden, bis endlich die vielen elektrischen Leitungen verbunden und alle Wanten gespannt wären.

Während die Arbeiten am Schiff weitergingen, hatte Malte sich mit Karsten in sein Büro zurückgezogen, eine chaotisch unaufgeräumte Bude oben im Werftgebäude, an deren Wänden eine Menge technische Zeichnungen und Bootsrisse neben Bauplänen in unterschiedlichen Maßstäben hingen. Auch der riesige alte Konferenztisch war über und über mit Plänen, Zeichnungen und Akten bedeckt.

»Hier sieht ´s aus wie auf einem Handgranatenwurfplatz«, murmelte Karsten und schob energisch ein paar Blätter auf der Tischplatte zusammen, um Platz für seinen Kaffeebecher zu schaffen. »Kann mich nicht erinnern, dass hier früher so eine Unordnung ...« Er verstummte, als er den eisigen Blick seines Freundes auffing. »Ich meine ja nur ...«

Peinliche Stille breitete sich zwischen ihnen aus und hing bedrohlich im Zimmer.

»Entschuldige, das war dumm von mir«, sagte Karsten. »Wollte nichts aufrühren ... äh, du weißt schon.« Hastig nahm er einen Schluck von seinem Kaffee.

»Ach, lass gut sein«, stieß Malte hervor und ließ sich in einen der alten, rissigen Ledersessel fallen. »Ich weiß ja, dass ich mich am Riemen reißen müsste. Büroorganisation ist eben nicht mein Begabungsschwerpunkt. Und wenn jemand anders hier Ordnung schafft, finde ich nichts mehr wieder.« Er verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln und machte eine vage Handbewegung in den Raum hinein. »Hat früher ja alles ... *sie* gemacht«, setzte er leise hinzu und verfluchte sich sofort für seine Feigheit. ›Sie‹ – verdammt, er schaffte es immer noch nicht, wenigstens ihren Namen einmal laut auszusprechen.

›Regina‹, ›Regina‹, ›Regina‹, brüllte er sich innerlich zu. ›Sie hieß Regina, du Idiot!‹ Sofort stiegen wieder die Bilder vor ihm auf, die Geräusche kamen zurück, ihre Schreie. Er presste krampfhaft seine Fäuste zusammen, bis die Knöchel weiß wurden. Sein Atem ging schwer.

»Scheiße, ich wollte nicht ...«, hörte er Karsten wie aus weiter Ferne sagen. Er atmete ein paarmal tief ein und aus und murmelte: »Schon gut. Ist allein mein Problem.«

»Nein, ist es eben nicht«, erwiderte Karsten trotzig. »Ich kann es kaum noch mit ansehen, wie du kaputtgehst. Kann ich dir denn wirklich kein bisschen helfen, darüber hinwegzukommen?«

»Am besten, wir reden nicht mehr darüber«, sagte Malte lahm. »Es gibt Wichtigeres.«

»Glaub ich eigentlich nicht. Äh ... sag mal, gehst du denn noch regelmäßig zu deinen ... Terminen?«

Freudlos lachte Malte auf. »Du lieber Himmel, sei nicht so zimperlich. Ob ich noch beim Irrenarzt in Behandlung bin, willst du wissen, oder?«

»Wenn du es so ausdrücken willst, von mir aus.«

Malte sprang auf und schenkte sich noch einen Kaffee ein. »Ja, ich kann dich beruhigen. Bin ganz brav. Jede Woche bin ich bei der Psychotante. Nur bringen tut ´s nichts.«

»Bist du dir da sicher?«

»Sie sagt zwar, ich mache Fortschritte. Fragt sich bloß, in welche Richtung.« Malte stieß ein verächtliches Schnaufen aus. »So, das reicht jetzt. Lass uns über die wichtigen Sachen reden.«

»Malte, du bist ein blöder Hund, das sage ich dir als dein Freund.« Auch Karsten war jetzt aufgesprungen. »Regina ist tot, und das seit mehr als einem Jahr. Das ist hart, das ist furchtbar für dich, für uns alle, aber du musst endlich lernen, damit umzugehen.«

»Wenn das so einfach wäre«, murmelte Malte. »Schließlich war ich selbst ...«

»Verdammt, das haben wir doch schon hundertmal durchgekaut, und außerdem gibt es ein eindeutiges Gerichtsurteil: Es war ein *Unfall*«, schrie Karsten heraus, »an dem du keine Schuld hast. *Keine Schuld!* Kriegst du das nicht in deinen blöden Schädel? Ich bin mir nicht sicher, ob ich deine Selbstvorwürfe noch lange ertrage.«

»Du kannst gern abhauen, wenn ich dir auf die Nerven gehe«, schnappte Malte. »Musst nicht die Glücke für mich spielen.«

»Idiot«, fluchte Karsten. »Mach nicht alles kaputt, was noch ...« Er brach ab und schüttelte den Kopf. »Ist das vielleicht deine verquaste Art, mit der Sache umzugehen?«

»Mit der ›Sache‹? Was für ein Ausdruck.«

»Na gut, dann eben mit dem Schicksalsschlag, auch wenn mir das zu theatralisch klingt.«

»Ach, lass mich doch in Ruhe.« Malte setzte sich wieder und nahm eine lange Liste vom Tisch. »Schluss damit. Hier stehen die Sachen drauf, die noch erledigt werden müssen, bevor wir das Schiff nach Sankt Petersburg bringen können. Übermorgen werfen wir die Leinen los – nicht mehr viel Zeit also.«

»Sturer Kerl!« Mit einem resignierten Brummeln ging Karsten um den Tisch herum und blickte auf das Papier. »Also los, was gibt ´s zu tun?«

Als Malte gegen Mitternacht auf den Hof hinaustrat, lag das Werftgelände längst verlassen da, erleuchtet von mehreren Bogenlampen, deren gelbliches Licht die Schattenrisse der aufgepalten Boote gespenstisch verzerrt an die hohen Hallenwände warf.

Wie magisch angezogen, ging er hinüber zum Ausrüstungskai, an dem die *Weißer Möwe* fest vertäut im Wasser lag. Stille rundum. Nur sachte blies ein leichter Wind salzige Luft vom Meer herein. Die Oberfläche des schwarzen Wassers bewegte sich träge, und irisierend spiegelten sich darin die Lichter der Hafenbeleuchtung.

Oben am Werftkran war ein Halogenstrahler befestigt, der das neueste Produkt von *Janssen & Söhne Yachtbau* in seiner ganzen Schönheit aus dem nächtlichen Dunkel hervorhob. Honigfarben schimmerte das kunstvoll verlegte Teakdeck im Licht, der Mast strahlte gleißend weiß und reckte sich hoch in den Sternenhimmel.

Welch ein Bild!

Natürlich gehörte die teure Festbeleuchtung zum Sicherheitskonzept der Werft – gegen Einbrecher gab es nun einmal kein besseres Mittel als Helligkeit – und war nur aus diesem Grund installiert worden. Aber der Nebeneffekt war auch nicht zu verachten, dachte Malte und lächelte flüchtig. Er kletterte auf die Rampe vor dem Kran und zog sein Smartphone aus der Jackentasche. Nun hatte er die volle Pracht im Bild, präsentiert wie auf einer Bootsmesse. Rasch schoss er ein paar Fotos, suchte sich das Beste heraus und sandte es an eine E-Mail-Adresse, die auf *.ru* endete.

Timur Stepanowitsch Krylow würde sich freuen. Fast an jedem Tag der letzten vier Monate hatte Malte dem Eigner der *Weißten Möwe* ein Foto nach Sankt Petersburg geschickt, um den Fortgang der Arbeit an seinem Schiff zu dokumentieren. Dreimal während der Bauzeit hatte Krylow der Werft sogar höchstpersönlich einen Besuch abgestattet. An diesen Tagen hatte sich dann auf der Werft alles um den wichtigsten Kunden gedreht, den sie jemals gehabt hatten. Viele Fragen und Änderungswünsche später war der Unternehmer dann schon

wieder mit seiner *Gulfstream G650* in den Wolken über dem Flugplatz Lübeck-Blankensee verschwunden. Nicht aber, ohne jedes Mal einen erfreulich fetten Scheck zu hinterlassen.

Die *Weißer Möwe* war nur eines von drei Schiffen, die Krylow besaß – und keineswegs das größte. Eine Vier-Mann-Crew wartete an Bord seiner Neunzig-Meter-Motoryacht das ganze Jahr über im Hafen von Monaco auf den Anruf des Eigners, sich zum Auslaufen bereitzuhalten. Und dann gab es noch die wunderschöne Segelyacht einer finnischen Nobelwerft, die Krylow mitsamt Crew im Hafen von Nassau, Bahamas, jederzeit zur Verfügung stand.

›Die *Belaya Chayka* brauche ich für ein paar Törns direkt vor meiner Haustür‹, hatte ihm der Russe bei seinem ersten Werftbesuch in seinem harten Englisch erläutert. Malte war innerlich zusammengezuckt. Das Schiff kostete den Oligarchen über vier Millionen Euro. Unfassbar viel Geld für ein Spielzeug. Malte kannte zwar durchaus ein paar ›normale‹ Segler, die sich neben ihrem Zwölf-Meter-Fahrtenboot manchmal noch eine kleine wendige Jolle für den kurzen Feierabendtörn leisteten, meistens eine preiswerte gebrauchte. In Timur Stepanowitsch Krylows Leben jedoch spielte sich alles in ganz anderen Dimensionen ab.

Malte warf noch einen letzten Blick auf das Schiff, bevor er sich umwandte und über den Hof hinüber zum Wohnhaus ging.

Mochte dieser geradezu unanständig reiche Russe doch tun, was er wollte. Er zahlte gut und pünktlich. Mein Gott, welch ein

Auftrag, welch warmer Regen für die Werft! Und was für ein unwahrscheinliches Glück, dass *Janssen & Söhne Yachtbau* den Zuschlag erhalten hatte. ›You have excellent references, but above all you have the most original ideas‹, war die Erklärung des Russen gewesen, als er den Vertrag unterschrieben hatte.

Wenn nur der Alte sehen könnte, was wir inzwischen hier machen, schoss es Malte durch den Kopf, während er das Werftgelände überquerte.

Der Alte. Henry Janssen, der den Betrieb gegründet hatte, war vor vier Jahren plötzlich gestorben. Herzinfarkt. Sein erster. Und sein einziger. Ausgerechnet auf der Feier zum dreißigjährigen Betriebsjubiläum, auf die er sowieso keine rechte Lust mehr gehabt hatte. Seit seine Frau, Maltes und Felix' Mutter, zwei Jahre zuvor am Krebs gestorben war, hatte dem Alten nichts mehr Freude gemacht. Immer unnahbarer war er geworden, nichts konnte man ihm recht machen.

Seit seinem Tod führte Malte die Werft. Er allein, auch wenn sie *Janssen & Söhne* hieß. Sein acht Jahre älterer Bruder Felix war zwar Miteigentümer, hatte sich jedoch – im Gegensatz zu Malte – für den Bootsbau nie wirklich begeistern können. »Aus der Art geschlagen«, hatte der alte Henry geschimpft, den Intelligenz nicht allzu sehr beeindrucken konnte, als sein erster Sohn ihm eröffnet hatte, er wolle nicht in den Betrieb einsteigen. Und natürlich hatte der alte Sturkopf es strikt abgelehnt, den Plural im Firmennamen zu ändern. Als Malte nach einer Bootsbauerlehre noch studiert und schließlich sein

Diplom als Wirtschaftsingenieur gemacht hatte, war Felix längst promovierter Physik-Informatiker und erfolgreich in der Industrie unterwegs.

Malte erreichte das Tor im Zaun. Dahinter erstreckte sich der Garten, in dem das Wohnhaus der Janssens stand, ein ehemaliges Gutshaus. Es stammte aus dem vorletzten Jahrhundert, als auf den Ländereien rundum noch Landwirtschaft betrieben worden war. In diesem Haus waren Felix und er aufgewachsen.

Nach dem Tod des Alten hatten sie den altehrwürdigen Kasten gründlich umgebaut und renoviert. Felix, der in Kiel wohnte, hatte sich das Dachgeschoss als Feriendomizil mit einem separaten Eingang ausgebaut. Im ersten Stock gab es zwei Wohnungen, die Malte vermietet hatte, die großen Räume im Erdgeschoss mit ihren hohen Decken und dem imposanten Kachelofen im Wohnzimmer bewohnte er selbst.

Seit bald einem Jahr nun schon allein.

Regina – ein Stich wie mit einem Messer. Himmel, wann würde es endlich aufhören, so furchtbar wehzutun?

Er fuhr zusammen, als ihn plötzlich ein Lichtstrahl traf.

»So spät noch auf den Beinen, Chef?«, ertönte eine Stimme neben ihm, begleitet von einem kurzen, tiefen Bellen, das in bedrohliches Knurren überging. Doch der Wachmann leuchtete sofort sich und seinen Hund an und befahl scharf: »Still, Argo!«

Malte entspannte sich. »Mensch, Heini, was laufen Sie denn hier im Dunklen herum? Hab mich richtig erschrocken.«

»Dem Hund ist es sowieso egal, und ich brauch kein Licht. Ich kenn jede Ecke«, gab der alte Mann zurück. »Muss ja nicht jeder gleich merken, dass hier einer aufpasst, oder?«

»Da haben Sie recht. Alles in Ordnung heute?«

»Keine besonderen Vorkommnisse!«, kam in militärischem Tonfall zurück.

»Na, dann ist es ja gut«, erwiderte Malte. »Passen Sie vor allem auf unser Schmuckstück da vorn am Kai auf. Gute Wache!«

»Danke, mach ich. Gute Nacht, Chef.«

Malte drehte sich wieder um und warf einen Blick auf das Haus, das da, von ein paar Außenlaternen beleuchtet, zwischen Bäumen und Büschen stand und geduldig auf ihn zu warten schien.

Er hasste es, diesen Weg hochzugehen, die Haustür aufzuschließen, in die Räume zu treten. Hasste vor allem den Gedanken, bald ins Bett steigen zu müssen, die leere Hälfte neben sich, schob diesen Moment jeden Abend lange hinaus. Am liebsten wäre er ausgezogen, weg von alledem, was sein Leben mit Regina gewesen war.

Flucht. Täglich überkam ihn der Drang, wegzulaufen. Von allem.

Aber er blieb. Zu feige, zu seiner Feigheit zu stehen.

2

Als er die Wohnung aufschließt, bemerkt er den Geruch sofort. Mit ein paar schnellen Schritten geht er durch den Flur zum Wohnzimmer und erstarrt.

Der Fremde sitzt in seinem Sessel und raucht eine Zigarette. »Entschuldigung, Herr Dr. Janssen«, sagt er freundlich. »Dies scheint ja eine Nichtraucherwohnung zu sein. Aber ich habe mir eine Untertasse aus der Küche geholt.«

Felix ist viel zu fassungslos, um Angst zu spüren. Flach geht sein Atem, entgeistert kneift er die Augen zusammen, als müsste er ein Trugbild verscheuchen. Vergeblich versucht er, etwas zu sagen, starrt den Mann im grauen Anzug ungläubig an, als wäre er eine närrische Erscheinung, räuspert sich, hebt fragend die Hände.

»Ich warte schon über zwei Stunden auf Sie«, sagt der Fremde vorwurfsvoll.

Mit rauer Kehle stößt Felix hervor: »Wer sind ... was machen ... wie sind Sie hier hereingekommen?« An der Tür waren keinerlei Einbruchsspuren, keine Beschädigungen.

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Wir kommen überall rein. Ich habe einen Schlüssel.«

»Sie haben einen ...? Woher, ich meine – sind Sie von der Hausverwaltung? Sie dürfen doch nicht ...«

Der Mann drückt seine filterlose Zigarette auf dem kleinen Teller aus, auf dem schon ein paar andere Stummel liegen. »Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Dr. Janssen. Setzen Sie sich bitte zu mir.«

Jetzt erwacht so etwas wie Wut in Felix. »Ich denke nicht daran, mich zu setzen«, schreit er den Mann an. »Wer sind Sie, zum Teufel? Los, reden Sie!«

Gelassen lehnt sich der Mann zurück, fährt kurz mit den Fingern einer Hand über seine glänzenden, glatt am Kopf anliegenden schwarzen Haare, rückt mit einer flüchtigen Bewegung den Knoten seiner taubenblauen Krawatte zurecht, zeigt auf den Tisch und sagt leise: »Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.«

»Verlassen Sie sofort meine Wohnung! Das ist doch wohl ...« Erst jetzt sieht Felix die dünne Aktenmappe, die neben dem Teller mit den Kippen liegt. »Das wird mir zu dumm«, sagt er und zieht sein Handy aus der Jackentasche. »Ich rufe auf der Stelle die Polizei.«

Der Fremde lächelt. »Nur zu. Die wird sich sicher auch für die Fotos interessieren.«

Egal, wie der Kerl hier hereingekommen ist, egal, wie er gekleidet ist – er ist ein Einbrecher, nichts anderes. Offenbar ein besonders dreister. »Ich pfeife auf Ihre Fotos! Sie dringen hier ein, um mich mit irgendwelchen Bildern zu belästigen? Sie

spinnen doch! Machen Sie, dass Sie rauskommen, aber ein bisschen plötzlich, sonst ...«

»Sonst was?«, hakt der Mann höhnisch nach. »Sonst werfen Sie mich raus? Seien Sie nicht albern, Mensch! Und stecken Sie das Handy weg, aber sofort!« Wie beiläufig fasst er unter sein Jackett, zieht eine Pistole hervor und legt sie neben sich auf die breite Armlehne des Sessels. Mattschwarz schimmert die Waffe im Licht der Abendsonne, die durch das Fenster hereinscheint.

Unvermittelt weicht Felix Janssens Empörung blanker Angst. Sein Herz schlägt ihm bis zum Hals. Leise fragt er: »Was wollen Sie von mir, um Himmels willen?«

»Setzen Sie sich!« Ein Befehl. Hart und knallend wie ein Peitschenhieb.

Zögernd tritt Felix an den Tisch. Seine Augen wandern zwischen dem blassen, ausdruckslosen Gesicht des Fremden und der Pistole hin und her. Vorsichtig lässt er sich auf der Sitzkante eines Sessels nieder. »Wer sind Sie?«, flüstert er und hört selbst die Panik in seiner Stimme.

»Spielt keine Rolle«, antwortet der Graue Anzug. »Viel interessanter ist, wer *Sie* sind. Ich meine, wer Sie *wirklich* sind.« Ein schmales Lächeln läuft kurz über das kantige Gesicht.

»Lassen Sie mich einmal zusammenfassen: Sie sind ein sehr begabter Physik-Informatiker, haben summa cum laude promoviert, arbeiten bei *German Defence Electronics* als Projektleiter an einem streng geheimen militärischen Programm, haben eine Freundin ...« Er bricht ab, grinst